

# Heiliger Hörnerv! Von Taubis, Taubsen, tauben Nudeln, Taubdrosseln und Hörkrüppeln

Rezension des Jugendbuchs *Soundcheck* von Elisabeth Gänger, dtv-Junior 70872

*Soundcheck* – endlich mal ein Jugendbuch zur Thematik „hörgeschädigte Jugendliche“. Nicht etwa in einem kleinen Insider-Verlag erschienen, sondern richtig als Roman bei dtv-Junior. Welche Chance, eine weithin unbekannte Minderheit einmal ins Bewusstsein der Mehrheit zu rücken!

Cindy, eine resthörige Gymnasiastin, kämpft sich durch die Schule, vor allem aber durch Freundschaften hindurch. Die Autorin, Elisabeth Gänger, ist Mutter einer resthörigen Tochter. Sie greift auf ihre Erfahrungen und die ihrer Tochter zurück – und schreibt in der Ich-Form. Nun werden Jugendbücher üblicherweise von Erwachsenen geschrieben, aber ob eine Hörende aus der Sicht einer Hörgeschädigten schreiben kann?

Beim Lesen des Buches ist man erstaunlichen Stimmungsschwankungen unterworfen. Das Buch beginnt wie ein stinknormales Jugendbuch. Man fragt sich beim Lesen der ersten Seiten, ob die Hörschädigung denn überhaupt thematisiert werden soll. Doch schon nach vier Seiten kommt es: „Ich bin hörgeschädigt. Ich weiß auch nicht, warum, aber ich finde, das *geschädigt* klingt irgendwie witzig.“ Also kein Drumherumreden, im Gegenteil, die „Schädigung“ wird mit Selbstbewusstsein und Humor angegangen. Wirklich? „Mir fällt dabei immer ein Auto ein, das einen Getriebeschaden hat, aber trotzdem funktioniert. Ich bin mir manchmal nicht sicher, ob ich ausreichend funktioniere. Mein Hörschaden ist so groß, dass man mich, wäre ich ein Auto, vermutlich direkt zum Schrottplatz bringen würde.“ Das ist sicherlich auch humorvoll gemeint, aber bei der „Entsorgung von Hörgeschädigten“ kommen einem als Hörgeschädigtem schon ein wenig mulmige Gefühle. Ob das wirklich ein Anzeichen von Einfühlungsvermögen ist? Soll das so etwas sein wie das selbstbewusste Bekenntnis zum Begriff „Krüppel“ zu Zeiten der „Krüppelbewegung“? Wohl doch nicht so unproblematisch, als Hörende in der Rolle einer Hörgeschädigten zu schreiben!

Im weiteren Verlauf des Buches staunt man aber doch, welche Details aus dem Alltagsleben Hörgeschädigter dargestellt werden:

- Cindy vermutet, dass es zur Pause gegongt hat, „denn plötzlich war alles in Aufruhr“.
- Cindy hört beim Bäcker das „Sonst-noch“ nicht, trainiert aber mit ihrem Vater Verhaltens-Strategien.
- Musik klingt für sie „wie ein einziges Geschrabbel“.
- Beim Word-Countdown (Vokabelrennen) im Englischunterricht steht Cindy immer als letzte da.
- Cindy bestaunt Hörende, die sich sogar beim Radfahren unterhalten können.
- Im Flur blitzt die Klingel auf.
- Cindy kommt mit einzelnen Sätzen besser klar als mit einzelnen Wörtern ...

Manchmal kann Hörschädigung sogar ganz witzig sein: „Einmal hörte ich etwas, das so klang wie ‚Geschmacksorgane‘. Vielleicht sagten sie auch ‚Geschlechtsorgane‘. Ich fragte lieber nicht nach.“

Super, denkt man als Hörgeschädigter. Alles richtig beobachtet, bis ins letzte Detail, und mit viel Feingefühl beschrieben!

Und weiter geht's! Da Cindy im Unterricht nichts mitbekommt, ist sie auf Informationen und Hilfe von KlassenkameradInnen angewiesen. Und natürlich auf die tägliche Hilfe ihrer Mutter. Da kann es schon mal vorkommen, dass sie in einer Klassenarbeit Fragen beantwortet, die im Unterricht noch gar nicht dran waren. Die hatte sie eben mit ihrer Mutter schon geübt. Und zwar so gut, dass Cindy üblicherweise Einsen und Zweien schreibt. Aber warum geht Cindy denn überhaupt in die Schule, wenn sie doch ohnehin fast alles nur zu Hause lernt? Um soziale Kontakte zu pflegen? Zu Geburtstagen wird Cindy nie eingeladen, in der Pause geht sie lieber zu den Fahrradständern und phantasiert von weitem, was die KlassenkameradInnen wohl miteinander besprechen könnten. Sie bekommt ja nichts mit, höchstens dann, wenn sich jemand ihr direkt zuwendet und langsam und deutlich spricht. Überhaupt besteht die ganze Handlung des Buches nur darin, dass Cindy verzweifelt auf der Suche nach FreundInnen ist. Sie ist total abhängig von Wohlwollen und Hilfsbereitschaft der anderen, ihr Leben ist ein verzweifelter Kampf gegen die Tücken der Taubheit.

Irgendwann beim Lesen schlägt die Stimmung um, von Bewunderung für die Empathie in Widerwillen gegenüber dem permanent Negativen. „Mein ganzes Leben bestand aus einem einzigen verzweifelten Soundcheck, bei dem ja doch nie mehr herauskam als manchmal ein gütiger Hinweis auf Sachen, die längst passiert waren.“ Dazu kommen die Gemeinheiten und Hinterhältigkeiten der KlassenkameradInnen, die sie „Taubi“ getauft haben. Was sie aber nicht hört. Irgendjemand muss es ihr stecken. Als „Taubse, taube Nudel und Taubdrossel“ bezeichnet sie sich selbst. Bei all dem Leid, das sie mit ihrer Hörschädigung erfährt, mag man das nicht mehr für Selbstironie halten, schon gar nicht, wenn sie vermutet, die anderen würden sie am liebsten auf die „Schule für Hörkrüppel“ abschieben.

Je weiter man liest, desto mehr verfinstert sich das Gemüt. Alles nur Grau in Grau. Endlich, am Ende des Buches, gibt es das obligatorische und heiß ersehnte Happy End. Cindy kommt ihrem Traumtyp Theo näher, backt mit ihm eine Pizza, erwägt, seinetwegen die Angst vor dem CI zu überwinden – und Theo stellt fest: „Tu das lieber nur, wenn du selbst davon überzeugt bist. Nicht, um es anderen Recht zu machen. ... Ich jedenfalls mag dich genau so wie du bist.“ Eine schönere Liebeserklärung kann es wohl kaum geben. Da schmilzt man dahin. – Und dann versteht Theo Cindy falsch, Pita statt Pizza, sie hat ja Mühe mit der Artikulation. Das wird dann im allerletzten Absatz noch erläutert, „das S klingt wie ein F“ usw. Schon ist die schöne Happy-End-Stimmung wieder dahin. Wäre ja auch zu schön gewesen. Zurück zu Mühen und Problemen: „Man muss sich nur etwas Mühe dabei geben. Ist das ein Problem?“

Während und nach der Lektüre des Buches kommen Fragen hoch. Da das Buch nicht frei erfunden ist, sondern auf den realen Erfahrungen der Mutter einer hörgeschädigten Kindes und eben diesen Kindes beruhen, sind diese Fragen auch ganz real.

Die Kommunikation mit Cindy ist ausschließlich lautsprachlich. Dass sie die Lautsprache so perfekt beherrscht, ist sicherlich ein gigantischer Vorteil für sie – und Folge geradezu übermenschlicher Anstrengungen ihrer Eltern. Daran gibt es nichts zu deuteln. Dass sie das Gymnasium besucht, ist großartig, und es gibt letztlich keine Alternative. Die „Schule für Hörkrüppel“ ist – mal abgesehen von der Diskriminierung – für sie keine Alternative. Aber kann und muss die Quälerei im gleichen Stil weitergehen? Permanent von anderen und ihrem guten Willen abhängig sein? „Immer nur allein sein und alles falsch machen und beim nächsten Mal noch mehr Angst haben.“ Kann ein Mensch das über Jahre oder gar Jahrzehnte psychisch unbeschadet überstehen? Und vor allem: Muss das wirklich sein? Als Hilfsmittel nur Hörgeräte und Mikroport-Anlage einsetzen? Warum beispielsweise nicht Dolmetscher? „Ich hatte von Anfang an gewusst, dass diese Pantomime-Sache genau mein Ding sein würde.“ „Er

fand, ich hätte echt Talent, mit meinem Gesicht Stimmungen auszudrücken. Ich hätte ihm gerne gesagt, dass Stimmungen ausdrücken meine Spezialität war.“ Da möchte man aufjubeln: Genau richtig! Hörgeschädigte sind visuell orientiert und können vieles per Körpersprache, Mimik, Gesten und Gebärden besser ausdrücken, besser als Hörende und besser als in der Lautsprache. Nun fehlt nur noch der kleine Schritt, Cindy Gebärden lernen zu lassen und GebärdensprachdolmetscherInnen einzusetzen. Cindy bräuchte nicht mehr zu bangen, ob sie alles mitbekommen hätte. Sie wüsste, welche Hausaufgaben aufgegeben wurden. Sie könnte nicht nur die LehrerInnen, selbst wenn sie „Urwaldbärte“ haben, verstehen, sondern auch Diskussionen unter den KlassenkameradInnen folgen. MüheLOS! Könnte entspannt mitlachen, wenn ein kleiner Scherz gemacht wird. Und auch ihre Mutter könnte sich entspannt zurücklehnen, weil Cindy und Schule auch ohne ihren vollen Einsatz laufen würden. Sie könnte sich möglicherweise verstärkt ihren ursprünglichen Lebenszielen zuwenden. Sicherlich für alle Beteiligten psychisch hilfreich, wenn nicht ein Familienmitglied, das hörgeschädigte Kind, permanent im Mittelpunkt steht und das Leben der anderen bestimmt und womöglich beeinträchtigt. Cindy beherrscht die deutsche Sprache perfekt und lernt in der Schule Fremdsprachen. „Der bequemere Weg der Gebärdensprache führt zu einer Vernachlässigung der Lautsprache?“ Diese oralistische Grund-Vermutung ist schon rundum falsch. Aber einmal ganz abgesehen davon: Kann die Lautsprache, wenn sie schon perfekt beherrscht wird, durch die Gebärdensprache beeinträchtigt werden? Völlig unmöglich! Die Autorin als studierte Anglistin und Romanistin müsste wissen, dass das Erlernen einer Fremdsprache nicht zur Verschlechterung der Muttersprache führt. Was also mag dahinter stecken? Ich will mir nicht anmaßen, eine Antwort zu geben. Ganz sicher hängt es aber auch mit der Akzeptanz der Behinderung bzw. der Andersartigkeit zusammen. Es ist schon auffällig, dass in dem ganzen Buch außer Cindy kein einziger hörgeschädigter Mensch auftaucht. Cindy wird sicher zufriedener und glücklicher leben können in ZWEI Welten. „Ich und voll easy! Wann ging das endlich in ihre Köpfe rein, dass Leute mit kaputten Ohren es in dieser Welt nicht voll easy haben?“ Wenn Cindy in der hörenden Welt schon nichts zu lachen hat, dann braucht sie doch eine andere Welt, die der Hörgeschädigten, in der sie rundum glücklich und zufrieden – EASY! – sein kann.

Leider findet in *Soundcheck* dieser befreiende Schritt nicht statt. Cindy ist dazu verdonnert, im Tal der Tränen zu verharren. Ob das nun zur Öffentlichkeitsarbeit für Hörgeschädigte beiträgt? Welcher Hörende mag sich mit Wonne durch diese Aufzählung von Defiziten hindurchquälen? Dabei gibt es so viel Positives – nicht nur Cindys Intelligenz, Sprachkompetenz und künstlerische Begabung. Hoffen wir mal, dass es eine Fortsetzung geben wird, in der auch die Welt der Hörgeschädigten vorkommt und in der die Autorin sich nicht nur auf ihre Empathie, sondern auch auf die Unterstützung Betroffener verlässt.

Bernd Rehling  
rehling@taubenschlag.de